

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 10

Artikel: Drei goldene Griffel
Autor: Glaeser, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DREI GOLDENE GRIFFEL

Von Ernst Glaeser

Illustration von O. Bachmann

Brandrot liegen die Hügel Oppenheims in der Sonne des Nachmittags. Im weichen Dunste der Wiesen, in die sich der Fluss bettet, stehen sie, eine kulissenhafte Wand, gegen die Ebene des Ostens, und die Härte ihrer Formation, der klare Aufbau ihrer Lage, die Kühnheit ihrer Gliederung erinnern an die strenge Ordnung jener römischen Kohorten, die diesem schieferdurchwachsenen Boden nicht nur das Schwert, sondern auch die erste Rebe brachten.

Das Weingut liegt in einer Mulde, wenige Kilometer von Nierstein entfernt. Es ist eine gute Sonne in diesem Septem-

ber. Prall hängen die Trauben an den Stöcken. Blau liegt das Licht auf den Dächern der Stadt, und die kleine Glas-terrasse, in der der Major in einem Lehnstuhl sitzt, ist von Sonne durchheizt. Der Major hat sich den Oberrock aufgeknöpft. Neben ihm, auf dem korbgeflochtenen Stuhle, steht ein Zinnbecher mit Wein. Ein Fenster ist offen. Die Zeitungen sind dem Major über die Knie auf die Erde gerutscht. Vom Flusse her hört er das Tuten der Schlepper. Durch die Stadt fahren diese albernern Automobile. Der Major nimmt einen Schluck. Er schliesst die Augen und kaut den Wein zwischen

Zunge und Gaumen. Es ist zwei Uhr nachmittags. Der Major will schlafen. Er rückt die Decke zurecht. In der linken Ecke der Glasterrasse singt der Zeisig. Der Major denkt, während die Sonne immer mächtiger wird und sich mit der Glut einer späten Leidenschaft über die Weinberge wirft, der Major denkt, während ein leichter Wind nach den Blättern der Zimmerlinde greift und das Haus in der Gnade eines berausenden Lichtes verharret — der Major denkt: «Ich werde schlafen, Henriette wird schon nach dem Nötigen sehen . . . »

Henriette ging, als der Major die Augen schloss, durch den zweiten Weinberg. Die Sonne stand fast noch in Scheitelhöhe. Der Fluss spielte sich zärtlich durch die Ufer, die Winzer sangen, manchmal kreischten die Frauen unter ihnen auf. Henriette hatte bald die kleine Hütte an der Spitze des Hügels erreicht. Sie setzte sich auf die dürre Holzbank. Sie dachte an den Major. Der Tag blühte in einer schweren Fülle. Es war, als gäbe es nie ein Ende dieses Lichts, das über die Hügel flutete. Henriette sah den Amseln zu, die an den Trauben pickten. Der Himmel über dem Mädchen war hell und unermesslich hoch. So weit ihr Auge reichte, war Licht.

Der Major hatte sich zurückgelegt und schlief. Der Zeisig kauerte auf seiner Stange. Das Gesicht des Majors zerfiel, wie jedes Gesicht im Schlafe. Die Unterlippe hing bald herab, und der Atem, den er aus sich presste, war alt, feucht und schwer.

Jenes Auge, das alles sieht, bemerkte, dass sich der Major nach einer Weile im Lehnstuhl unruhig bewegte. Es sah das Blut seiner Adern ansteigen, und es sah sein Herz mühsam ankämpfen gegen den Anstieg.

Ich hätte nicht den schweren Wein trinken sollen, dachte der Major, und dann war da noch der Kaffee . . . aber schon riss ihn der Traum hinweg, und das Signal der ankommenden Fähre am

hellen Ufer des Flusses hörte er nicht mehr.

*

Zuerst war es die Schulbank, die er sah. Da sass der Kröger neben ihm und hatte immer alle Aufgaben fertig und grinste devot zu dem Lehrer. Der war ein guter Mensch, und er hätte lieber die Geige gespielt, als Rechenstunden gegeben; aber da er lieber die Geige gespielt hätte, war er streng in der Rechenstunde. Der Kröger hielt sein Heft zu, und neben ihm sass der kleine Major, zehn Jahre war er alt, und er trug einen schottischen Schlips, und der Kröger, der hatte nur eine Freistelle, weil sein Vater arm war; aber er hatte immer die Rechenaufgaben fertig, und da gab ihm der kleine Major unter der Bank zwei seiner goldenen Griffel, und der Kröger grinste und sagte: drei, und da gab er ihm den letzten, ja, dann hatte schliesslich der Kröger die Hand vom Heft gehoben, und der kleine Major durfte abschreiben, während der Kröger mit den goldenen Griffeln spielte.

Der Major warf sich zurück. Neben ihm fiel die Flasche um, er erwachte, schloss rasch die Augen, und der dünne Nebel des Traums senkte sich wieder auf ihn herab.

Agnes war blond. Das hatte ihm der Kamerad in Mainz erzählt, als sie vom Dragonerregiment, wo sie standen, nach dem Weingut ritten. Der Major, der damals ein Leutnant war, ging neben dem Kameraden in die Halle des Gutes. Da sass die Mutter, und hinter ihr stand die Agnes. Sie war noch viel schöner, als der Kamerad gesagt hatte. Sie wurden bewirtet, und als er und der Kamerad in die gemeinsame Schlafkammer gingen, sagte der Kamerad, er werde Fräulein Agnes heiraten. Am nächsten Tage wurde die Verlobung vollzogen. Zwei Tage später ritten sie ab. In der Garnison stand alles unter Alarm. Zehn Tage später fuhren sie ins Feld.

Und wieder war Agnes vor ihm, 1916, und der Kamerad war tot. Das

musste er, der inzwischen ein Hauptmann geworden war, ihr überbringen. Vierzehn Tage blieb er auf dem Gut. Agnes schwieg, sie betrachtete nur ihr Kind. Er versuchte sie zu trösten. Auch die Mutter sprach auf sie ein. Einen Monat später schickte ihm Agnes ein Feldpostpaket, und ihre Mutter schrieb, es sei nicht gut, dass jemand allein sei. Er verliess die Armee, die zerfiel, mit dem Rang eines Majors.

Als er Agnes sah, sagte sie, es sei das Beste, er bleibe hier. Drei Jahre alt war das Kind. Es sagte Onkel zu ihm. Später musste es Vater sagen.

Der Major war in das Weingut gezogen. Die Mutter starb während der Inflation. Agnes erzog das Kind. Sie lebte für sich. Das Kind wuchs heran. Der Major fragte oft Agnes, warum sie ihn geholt hätte.

«Henriette brauchte einen Vater, und du warst der Nächste», hatte sie immer geantwortet und hatte ihn stehen gelassen.

«Auch hier schreibe ich ab», dachte damals der Major; aber er sprach es nicht aus, sondern blieb auf dem Gute, wo er sein Auskommen hatte.

Und dann kam jene Nacht, da Agnes plötzlich durchs Haus ging, drei Stunden lang, in der Schönheit ihres Wahnsinns, und dann, das Kind auf dem Arme, durch die Weinberge, und als er sie einholte, sagte sie nur, sie brauche ihn nicht. In dieser Nacht hatte der Major zum erstenmal in seinem Leben, ausserhalb seinem militärischen Dienst, eine Tat getan. Das Kind hatte er Agnes entrisen, es ins Haus gebracht, und an seinem Bette hatte er gesessen und nicht an Agnes gedacht. Er hatte nur gesungen, bis das Kind schlief. Und als es schlief, war es Morgen, und aus dem Flusse brachten sie Agnes herauf, die Fischer und zwei Gendarmen. Ja, damals hatte er gesagt, er könne für alles nichts. Man möge sich an den lieben Gott wenden, wenn man die Welt nicht verstehe. Er verstehe sie nicht.

Oft hatte der Major überlegt, dass

alles, was er tue, ein Ersatz sei. Der tote Freund, dem er Agnes abgeschrieben hatte, wie er in der Schule früher die Rechenaufgaben abgeschrieben hatte, die Tochter, die nicht die seine war, das Gut, das nicht ihm gehörte — dies alles hatte ihn zu einem Trinker gemacht, zu einem stillen Manne, der, statt zu sprechen, zu trinken liebte. So verging die Zeit. Henriette, die Tochter, blühte auf zu einem jungen Weibe. Der Major ergab sich immer mehr dem Wein. Die Ernten gingen über ihn hin. Aber wenn er schlief und träumte, ging es immer wieder mit diesem Kröger los, der mit seinen drei goldenen Griffeln spielte und dabei grinste.

Der Major lag im Sessel. «Ich habe kein Leben gehabt», sagte sein Hirn, «aber ich habe in Deutschlands schönstem Gau meine Zeit verschlafen.» Er hörte ganz weit das Horn eines Schlepvers. Und wie er so lag, da waren plötzlich Trauben um ihn, viele Trauben, und er fragte sich, was soll ich mit den Trauben? Er atmete tief. Die Trauben bedrängten ihn. «Man müsste», dachte er rasch und nicht ohne Schmerz, «wegfliegen können. Vielleicht fände man etwas, was keine Pflicht wäre. So ein Spiel. Drei goldene Griffel ohne Lehrer.»

Das Herz eines Mannes erträgt vieles. Es erträgt Kriege, Siege, Verrat, es erträgt Hass und oft sogar die Dummheit.

Was aber das Herz eines Mannes kaum erträgt, das ist: nichts zu lieben. So ging es dem Major. Immer hatte er nur verwaltet. Die Ehe seines gefallenen Freundes hatte er verwaltet. Das Gut seiner Frau, die niemals seine Frau war, hatte er in Ordnung gehalten. Die Tochter Henriette, die nicht seine Tochter war, hatte er wie seine Tochter aufgezogen. Ja, Glück hatte er gehabt, wenn Glück ein Bett, Brot und Ruhe und den Blick über diese Weinberge und diesen Fluss bedeutet. Getrunken hatte er, und das Herz, das keine Leidenschaft je erreichte, hatte nur unter den Wellen des Alkohols gezittert. Es war ein schwaches Herz. Es hätte lieben können; aber statt

dessen zwang es jetzt den Major auf dem Liegestuhl in der sonnenüberfluteten Glasterrasse oberhalb Oppenheims zu einer grässlichen Verrenkung seines Körpers. Zweimal schlug es noch. Zweimal tief. Es klang wie Otto — so hiess der Major mit Vornamen, der eben starb.

*

Henriette ging von der Weinberghütte hinunter nach den Terrassen. Längst war es Abend, aber das Licht leuchtete noch. Henriette trug den Brief, den ihr der Major im Auftrag ihrer Mutter an ihrem 21. Geburtstag überreicht hatte, geöffnet in der Hand. Sie wusste, dass jener nicht mehr ihr Vater war, den sie geliebt hatte. Da war ein Toter, der sie gezeugt hatte, da war ein anderer Mann, dessen Antlitz sie nie gesehen, der aber dennoch Anspruch auf sie erhob.

In den Weinbergen sangen die Mädchen. Weich war die Luft. Von den Kirchen klang die Vesper. Hart stand in den Trauben der Saft. Henriette ging in das Haus. Sie erreichte die Glasveranda. Sie be-

rührte den Major. Er schien zu schlafen. Als sie ihn zu wecken versuchte, wachte er nicht auf. Zu seinen Füßen lagen die Zeitungen. Die Flasche lag am Boden. Gewaltig war der Ruf der Schlepper vom Flusse her.

Henriette beugte sich über den Toten. Seine Stirn war weich von Schweiss. Sie küsste ihn.

Und als von den Weinbergen der Gesang des Abends immer stärker anschwellte und der Lärm der Stadt sich mit den Signalen der heimfahrenden Schiffe vermählte, zerriss sie den Brief ihrer Mutter, schloss dem Toten die Augen, ging zum Fenster und liess den Zeisig in milchblaue Nacht.

Dann trat sie in die Diele, wo die Pflücker und Leser und die Mädchen, ein wenig trunken vom Most, zu singen begannen, erhob ihre Stimme und sagte über die geduckte Schar: « Mein Vater ist gestorben . . . »

Da schwiegen alle, und der Tod ging, sich leise verbeugend, aus dem Hause.

DIE NEUE RUNDFRAGE

Auch junge Leute im Geschäftsleben kommen, solange sie noch nicht im heiratsfähigen Alter stehen, mit vielen jungen Mädchen zusammen, aber dann, wenn sie im heiratsfähigen Alter sind, dann, wenn sie auch beruflich maximal angespannt sind, haben sie viel weniger Gelegenheit zu zwanglosem Verkehr.

Es ist zwar richtig, dass heute die jungen Mädchen mehr Gelegenheit haben, mit Männern ungezwungen zusammenzukommen, sei es in den höhern Schulen oder beim Sport. In den meisten Fällen treffen sie aber mit Gleichaltrigen zusammen, also solchen, die für eine Heirat nicht in Frage kommen.

Dazu kommt, dass die Bedingungen, unter denen sich die Ehwahl heute abspielt, vielfach ungünstig sind. Die Ehe ist nicht nur eine persönliche Angelegenheit, sondern weitgehend eine

solche der Familie. Werden beide Familien von der Beeinflussung der Gattenwahl vollständig ausgeschlossen (was jetzt nicht selten ist), so ist die Gefahr einer Fehlheirat sehr gross.

Wir fragen uns deshalb, ob es nicht wünschenswert wäre, *wenn sich die Eltern und Verwandten wieder in vermehrtem Masse um die Heiratsmöglichkeiten der ihnen anvertrauten jungen Leute kümmern würden? Wäre diese Bemühung erwünscht? Welche Formen liessen sich dafür finden?*

Schreiben Sie uns, was Sie darüber denken. Bringen Sie wenn möglich konkrete Beispiele aus dem Leben. Die angenommenen Beiträge werden honoriert. Sie erscheinen anonym. Sie sind bis zum 8. Juli an die Redaktion des « Schweizer-Spiegels », Hirschengraben 20, Zürich, zu senden.